Nr. 342. 41. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 8. Juli 1912

# Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

## Die Tragödie von Steglitz.

**T. W.** In Steglitz hat eine unglückliche, von einem wüsten Säufer gehetzte Frau ihre fünf Kinder ertränkt, und diese Tragödie in der Badewanne hat das Publikum mehr beschäftigt als der stolze Festakt auf den Wassern vor Baltischport. Lange Deklamationen über die mütterliche Verzweiflungstat haben wenig Zweck, alle Artikelschreiber können nur das in Worte fassen, was jeder mitleidige Mensch fühlt und denkt, und so bleibt einzig die Frage, ob zur Verhütung solcher Unglücksgeschichten alles Nötige und alles Mögliche geschieht. Philosophische Naturen werden sofort einwenden, die Welt werde immer unvollkommen sein, und Malheur und Laster gehörten zu einer großen Stadt wie die Flöhe zum Kasernenbett, aber wir haben nicht allzuviel Respekt vor einem Philosophenthum, das geduldig das Unglück der anderen erträgt. Wenn ein viehischer Trunkenbold, in einem vielbevölkerten Hause und nicht in unnahbarer Einsamkeit, täglich seine Frau und seine Kinder schlägt, so möchten wir doch gern wissen, ob sich das wirklich nicht verhindern läßt. Dieses Problem ist mindestens so interessant wie neun Zehntel der Probleme, über die man sich heute die Köpfe zerbricht.

Es gibt in Berlin ein paar Vereine, die ganz besonders bemüht sind, mißhandelte, vernachlässigte oder ausgebeutete Kinder ihren gefühllosen Machthabern zu entziehen. Es gibt die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in der Wallstraße, und es gibt den Verein zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung, der im Französischen Dom residiert. Diese Vereine und einige ähnliche tun, soweit das ihre Mittel und ihre Rechte erlauben, gewiß außerordentlich viel, aber ihre Mittel sind, verglichen mit denen der Londoner Schutzgesellschaften, doch sehr gering und ihre Wirksamkeit wird durch eine höchst verbesserungsbedürftige Gesetzgebung gehindert und beengt. Auch die Schullehrer — denen in überfüllten Klassen leider oft die Möglichkeit und bisweilen auch das Talent zu einer sorgsamen Beobachtung fehlt — können, gemeinsam mit dem Schularzt, aus dem Blick und dem Wesen der Kinder geheime Leiden und häuslichen Jammer erraten und Schutzengel der Schutzlosen sein, und als städtische Wachposten sind dann schließlich, neben den neu eingesetzten Berufsvormündern, noch die Bezirksvorsteher und die Armenvorsteher da. Dieses Institut der Bezirksbeaufsichtigung bedarf entschieden einer gründlichen Revision, denn wenn viele der Bezirkshäupter ihre Pflicht gewissenhaft und mit rühmenswerter Opferfreudigkeit erfüllen, so sollen auch andere existieren, von denen man nie etwas sieht und hört. In einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein so ernst geworden ist und wo fast jeder einzelne genug mit sich selber zu tun hat, sind Männer, die sich ganz für andere einsetzen können, natürlich dünn gesät, und darum wird sogar die bureaukratische Berliner Stadtverwaltung, die kaum den ersten, zögernden Versuch gewagt, sich zur Heranziehung weiblicher Hülfskräfte genötigt sehen. Auf dem Gebiet der Armenpflege und der Kinderbehütung braucht man den Beistand der Frauen, und sie eignen sich dafür — trotz der Schapirowäsche in Darmstadt — besser als für die Sittenkontrolle und die Hebung der Moralität. Bei der Fürsorge für die Armen und für die glücklosen Kinder finden ihre feinsten Gaben Verwertung, wirkt selbst ihr Ueberschuß an Temperament als eine treibende und belebende Kraft. Wo es ums Moralische geht, fehlt den meisten von ihnen die Objektivität, und allzuviel Empfindungen und Erinnerungen an persönliche Erlebnisse und Enttäuschungen trüben ihnen den Blick.

Das Aufspüren der Kinderquälerei, die Ueberwachung verdächtiger Eltern und die Befreiung der Opferlämmer werden auch dann, wenn man die Zahl der Jugendschützer verzehnfachen wollte, oft noch sehr schwierig sein. Eingeschüchterte Kinder wagen es nicht, die Wahrheit zu gestehen, und verlogene Sprößlinge oder Bälger mit Kinematographenphantasie plappern sehr häufig erdichtete Mordgeschichten her. Die irreführende Klatschsucht der Nachbarn ist ebenso hinderlich wie die ja auch in Steglitz konstatierte Scheu anderer Nachbarn, sich eine Affäre auf den Hals zu ziehen, und wenn man dann endlich alle Beweise für die Kinderschinderei beisammen hat, erklärt die Polizei, sie sei ohne Macht. Jeder Jahresbericht der Kinderschutzvereine teilt scheußliche Fälle von Kindermißhandlung mit, in denen die Polizei ein Einschreiten abgelehnt, und da sie sich dabei wirklich auf das Gesetz berufen kann, so hat man in zahlreichen Petitionen, Reichstagsreden und Kongreßbeschlüssen eine Aenderung der bisher geltenden Bestimmungen verlangt. Es ist ja nun in Preußen keineswegs unbedenklich, die Polizei noch mehr in das Haus, in das Familienleben eindringen zu lassen, und es ist vor allem bedenklich, ihr etwas wie ein neues Recht zur Einmischung in die Kindererziehung zu verleihen, aber durch ein Zusammenwirken mehrerer Vertrauenspersonen läßt sich wohl eine Garantie dafür schaffen, daß an die Stelle der Kindermißhandlung nicht die Mißhandlung der Eltern tritt. Und wenn es noch begreiflich ist, daß bei stillen, undurchsichtigen Tragödien, die hinter verschlossenen Vorhängen sich abspielen, die Polizei versagt, so ist es ziemlich unbegreiflich, daß der lärmende Steglitzer Trunkenbold, der seine Wut durch Höfe und Gassen brüllte, so gar nicht behelligt ward. Das stolze Engländerwort „Mein Haus ist meine Burg“ hat bei uns sonst nur eine recht beschränkte Gültigkeit. Wer versteht, daß gerade das Haus des kinderprügelnden Säufers ein unberührbares Heiligtum bleibt?

Die Philosophen im Schlafstuhl irren wirklich, wenn ihnen fremdes Malheur als etwas Unabwendbares erscheint, und besonders die Kindermißhandlung ist eins von den Uebeln, die man wohl noch ein wenig eindämmen kann. Dazu gehört eine klug ersonnene und klug geleitete Organisation, dazu gehört, daß auch der Weltfernste und Stumpfeste den Ort, wo er Hilfe findet, kennt, und dazu gehört ein weises Gesetz. Allerdings, selbst wenn das alles nun vorhanden wäre, bliebe noch immer ein wichtiger Rest, denn es genügt nicht, die Kinder aus der Marterhöhle zu erlösen — es ist auch nötig, ihnen ein neues Heim zu schaffen, sie bei braven Leuten unterzubringen und sie zu starken, frohen Menschen zu erziehen. Da eröffnet sich auch der privaten Wohltätigkeit, die in Berlin den Verein für Ferienkolonien, die Kinderhorte und soviel andere mustergültige Einrichtungen geschaffen hat, noch ein dankbares Feld, und vielleicht könnte man dafür einmal diejenigen mobil machen, deren Name bisher auf allen Spendenlisten fehlt. Ganz besonders hübsch aber wäre es, würden die glücklichen, unhegten Kinder der Wohlhabenden mehr noch als bisher von Lehrern und Erziehern an solche Gedanken gewöhnt, und schrieben sie statt unnützer Dinge auf ihre Geburtstagszettel: wir wünschen uns ein armes Kind. Ueberall hat man mit ehrlicher Rührung von der Steglitzer Tragödie gehört. Aber wenn sich sonst nichts rührt, hat die Rührung nur einen vorübergehenden Wert.

## Rückkehr des Kaisers nach Potsdam.

Von Baltischport zurückkehrend, traf der Kaiser gestern auf der „Hohenzollern“ unter dem Salut der Forts in Swinemünde ein. Um 6½ Uhr abends reiste der Kaiser vom Bahnhof Swinemünde nach Wildpark ab, wo er um 11 Uhr abends eintraf. (Siehe auch Seite 3.)

## Staatsminister a. D. Hobrecht †

In seiner Villa in der Bahnhofsstraße 12 zu Groß-Lichterfelde ist gestern vormittag wenige Minuten vor 10 Uhr Staatsminister a. D. Arthur Hobrecht im fast vollendeten 88. Lebensjahre gestorben. Am Totenlager waren seine Gattin, sein Sohn, der Geheime Regierungsrat Hobrecht aus Potsdam, seine Tochter, Schwiegertochter und die übrigen Angehörigen der Familie versammelt. Schon am Freitag abend war bei dem Patienten, der von seinem Hausarzt, Sanitätsrat Dr. Dupré behandelt wurde, Bewußtlosigkeit eingetreten. Er schlief seitdem friedlich und starb schließlich, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Die Leiche wird am Dienstag nachmittag in der Pauluskirche in Groß-Lichterfelde aufgebahrt. Dort wird am Mittwoch nachmittag um 4 Uhr die Trauerfeier veranstaltet, bei der der erste Ortsgeistliche von Groß-Lichterfelde, Pastor Stock, die Gedächtnisrede halten wird. Dann erfolgt die Ueberführung der Leiche nach dem Friedhof in der Langen Straße in Lichterfelde-Ost, wo die Beisetzung stattfindet.

Hobrecht war ein Altliberaler, nicht im Fuhrmannschen, sondern im ehrlichen und sympathischen Sinne des Wortes. Als er das Finanzministerium übernahm, glaubte er, seiner Partei einen Dienst leisten zu können. Denn er hatte es bedauert, daß Bennigsen, bei den Varziner Verhandlungen, nur auf Bedingungen zu Bismarck hatte „ins Scheff springen“ wollen. Bennigsen war wohl der Weitsichtigere gewesen, als er sich dafür bedankte, sich für seine Person in Bismarcks neuem Kurse verbrauchen zu lassen. Sobald aber Hobrecht merkte, wohin die Reise gehen sollte und daß es auf eine Absetzung von den Bahnen abgesehen war, in denen sich die Reichsgründung vollzogen hatte, trat er zurück. Dieser Verzicht auf ein Amt, das er nicht mehr seinem liberalen Charakter gemäß verwalten konnte, stellte der Ueberzeugungstreue des Mannes ein ehrenvolles Zeugnis aus. Wie denn der alte Hobrecht in seiner Denkweise wohl bis an sein Ende geblieben ist, als die Mehrzahl derer, die nach ihm maßgebenden Einfluß auf die nationalliberale Partei gewonnen haben. Ein treffendes Wort frischer und flotter Opposition machte ihm innerlich Vergnügen, und im Zweifelsfalle war er weniger für parteiamtlichen Maulkorbzwang, als für leben und leben lassen.

Arthur Hobrecht, der ehemalige Oberbürgermeister von Berlin und Ehrenbürger der Reichshauptstadt, einstige preußische Finanzminister, Wirklicher Geheimer Rat und Exzellenz, der nun in seinem 88. Lebensjahre nach langer Muße und nach einem durch geistige und körperliche Rüstigkeit verschönten Lebensabend dahingeschieden, konnte auf eine Laufbahn zurückblicken, die reich an Erfolgen und Ehren war, und die es ihm vergönnt hatte, seine vielseitigen und bedeutenden Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Nicht nur als Verwaltungsbeamter in den höchsten Aemtern, auch als Politiker und Parlamentarier, als der er der nationalliberalen Partei angehörte, hat sich Hobrecht einen hervorragenden Namen gemacht. Auch auf schriftstellerischem Gebiet hat er, wie sein geschichtlicher Roman „Fritz Kannacher“ und manche seiner Novellen beweisen, Tüchtiges geleistet. Hobrecht war am 14. August 1824 in dem unweit Danzig gelegenen Ort Kobberzein geboren. Nach dem Studium der Rechte auf den Universitäten Königsberg, Leipzig und Halle trat er in den Staatsverwal-

## Lidosonne.

Von [Nachdruck verboten.]

**Hans Brennert.**

Ueber die nachtende Lagune lockt gleißend mit lichten Hotelfenstern der Lido.

Vom Meer herein fällt durch ein hohes und schönes Fenster der weiche Wind — dieser weiche Wind, der einem seit Tagen nun entgegenweht, seit man vom Brenner hinabfuhr. Er strich in klaren Nächten von Süden her über den Gardasee und wehte aus sternenüberdämmerten Palmenwipfeln und dem Lorbeerdunkel des Gartens Nachtigallenschall hinauf in das Schlafgemach. Er trieb stark und lind durch das heiße Hochtal, das von der Ponalestraße zum Ledrosee steil hinansteigt. Und er wehte um die weiße, zypressenumdüsterte Bergkirche von Gaino, hoch über den Oelbaumwäldern der alten Gardaseestadt Toscolano . . . Weißflimmernder Sommer blitzte in der Luft . . . Der Monte Baldo streckte sich jenseits des Sees in der welschen Sonne, starr, felsgrau, wolkennackt. Und zwischen silbergrauem Oelbaumlaub schwebten tief unten über seliger Bläue die weißen Segel.

Nun ist man wieder in der neptunischen Stadt.

Am Tag ist man durch die regennasse Lombardei gefahren. Am Abend steigt man von der Bahnhofstreppe in die Gondel. Es regnet nicht mehr. Aber über dem großen Kanal hängt bleigrau der späte Tag. Die Palazzi spiegeln, von merkwürdigem Silberlicht umschienen, mit geschlossenen Fenstern und toten Loggien herab ins fahle Wasser . . . Der Kanal schläft leer zwischen stummen Palästen. Nur wir sind auf dem Wasser. Als führe man in eine menschenleere Stadt. Nur fernes Glockenläuten.

Aber als wir an der Riva anlegen, zwischen Torpedobooten und Orientseglern, ist es schon lichter. Die graue, dünne Himmelsdecke reißt, und über Kirchen, Wasser und Hafen fällt rosenfarbener Schein, und rosig umleuchtet sticht in das Abendglühen die spitze Nadel des Campanile.

Im breiten Hafen einfahrende Adriadampfer, schnelle Gondeln, Masten, Wimpel, Rauchfahnen. Und über die Brücken, im lauen Feierabend, steigen die Menschen.

Nun ist die Nacht angebrochen, und ihre Sterne spiegeln sich und schwimmen auf stygisch dämmernden Fluten. Die Lagune nachtet, und ihr Wasser wogt schwarz um die Gondel, in der man nun zum Lido hinüberfährt. Das Licht seiner Badehotels fällt gleißend über das Wasser.

Hinten am Ruder steht Umberto Piccolo, der Gondoliere. Er lobt in längerer Rede seinen letzten Regattarekord und stört die Lagunenruhe mit den rauh gestöhnten Klängen des Santa Lucia. Aber man hört es ja gar nicht. Nichts als das Wasser hört man, das die Gondel umgluckst und umplätschert. Und man sieht weit hinter sich die Lichter von Venedig, die schon ganz fern und winzig auf dem Wasser liegen, und immer näher vor sich die lichten Lidohotels, die immer strahlender über die hüpfenden, nächtigen Wellen blinken . . . Es sieht aus, als habe die Saison schon alle ihre Flammen entzündet. Aber man weiß ja: der Lidosommer ist erst im Erwachen — in wenigen Tagen wird er seine Augen aufschlagen. Und man genießt den Anblick der strahlenden Lagunenhotels wie die Beleuchtungsprobe eines neuen Stückes, bei der nur die Dekorationen und keine Schauspieler dastehen, bei der aber alle Lichtsensationen aus Soffitten und Kulissen über die am Schreibtisch erträumte Szene fluten.

Am Landungssteg kommt man also in diesen Vorhundstagen noch in keine lichtüberströmten Menschenwirbel. Das Lidosommertheater hat noch nicht angefangen. Aber nun wandelt man durch die Villenstraße, die von der Lagune bis zum Meer hin die Insel quert, und nun weiß man, das Stück kann und wird in diesen Tagen beginnen. Aus offenen Alberghotüren fällt goldener Lichtschein, und schon sind die Mandolinen gestimmt. Und über hohe Mauern quillt aus schwarzgrünen Wipfeln der Atem süßduftender Magnolienblüten . . . Zwischen südlichen Gärten, vom Meer her, fährt schon die sommerliche Trambahn — der Lido will erwachen.

Und dann steht man am Meer.

Wunderliche Nachtstimmung. Fernhin auf der Düne, einsam, mit mächtigen Fassaden, fahl in die Nacht düsternd, die wenigen großen Seehotels. Aber unten die Hallen sind schon hell. Riesengroß sind sie — voller Palmen, und zwischen ihren hohen, schimmernden Wänden dehnt sich ein Meer von Klubsesseln. Auf der Terrasse werden die ersten Soupers serviert, und man ißt an kleinen Tischen bei roten Lämpchen, und unten auf einer Parkbank spielen ein paar Straßensänger.

Noch aber steht man unten am Meer. Mit südlich hellen Sternen steht die Nacht darüber. Auf See huschen ein paar rote und grüne Lichter. Und in drei endlosen Reihen, weithin die Küste hinab, die dreitausend Badehütten des Lido. Niemand ist am Strande. Ueber die flachen Holzdächer der Hütten fällt vom Grand Hotel herüber nur ein matter Lichtschein. Hier unten am Wasser ist es ganz dunkel. Irgendein schwarzes Hundewesen umspukt einen plötzlich, ohne Geblaff, stumm, flüchtig schnobernd, und fährt dann ab in die nächste Badehüttengasse — sachlich, sozusagen: wie ein Polizeihund. Zwei Minuten später löst sich ein dunkler Kerl aus der Strandnacht und gleitet scheu vorbei. Der Teufel weiß, was er hier unten sucht. Er kauert sich plötzlich, zwischen zwei Badehütten verborgen, nieder. Und man überlegt einen Augenblick: sucht der Polizeihund ihn? Oder sucht er den Polizeihund?

Man beschließt, den Lido doch lieber erst bei Tage wiederzusehen, und verzieht sich geräuschlos bei Zeiten.

Lidosonne leuchtet am nächsten Tage. Vom Grand Hotel Excelsior aus, durch das eine seltene und wirkliche Höflichkeit weht, läuft man in das Bad. Vor den Badehütten und am Strande prangen schon allerlei erfreuliche Badegestalten in Sonne und Wind. Russische Laute und englisches Lachen schallen von den Capannen herüber, und vor den Badehütten rösten sorgliche Nurses Millionärbabies in der Lidosonne. Es weht überhaupt entschieden ein erfrischender Hauch von Multimillionäses über das weite, abgesteckte Sandviereck, das dem glücklichen Siedler von Excelsior ein exklusives Badeleben sichert. Unwillkürlich, wenn man in seinen Bademantel gehüllt, von der Kabine aus zum Wasser schreitet, sieht man sich um, ob nicht irgendein Dollarkaiser, einem fröhlichen Einfall folgend, morgens eine Handvoll Fünfzigdollargoldstücke für ärmere Lidomenschen über den Sand ausgestreut habe . . . Sollte man es glauben, daß Dollarkaiser selbst in der Sommerfrische so naheliegende Einfälle nicht zu haben scheinen?

Und man läuft über den Sand mit nackten Sohlen. Und dieser Sand ist so heiß, daß man in das Hüpfen kommt, und dieses Hüpfen ist stärker als die uns Landtieren anhaftende Wasserscheu und befördert selbst den Widerstrebenden hurtig ins Meer. . . .

Das Wasser dieses Meeres ist, wie auch in diesen Lidobrief von neuem versichert werden darf, sehr warm. Und ich kann mir Leute denken, die, wenn sie hierherkommen und sich in die brühwarme Welle legen, fröhlich sagen werden: „Also ganz wie bei mir zu Hause am Kurfürstendamm, wenn ich an der Warmwasserversorgung den warmen Hahn aufdrehe . . .!“ — Ja, so ist es. Man liegt auf goldenbesonntem Sande in der warmen Welle, bis einen die Taschenkrebse kneifen. Aber nicht in die Taschen. Alle Augenblicke springt einer auf, greift entsetzt nach der Stelle seines Badegewandes, wo am Tagesanzug die rückwärtige Tasche sitzt, in der wohlhabendere Leute das Portemonnaie mit den Goldstücken zu verbergen pflegen, und stürzt sich verzweifelt meerwärts in tiefere Fluten. Und man selber bestimmt sich aus früheren Zeiten, daß man noch ein paar Stöße schwimmen kann. Man flüchtet. Und schwimmt. Und schwimmt. Und wenn